Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

231 (4.10.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 42

Visual Library

eigentlich von Versuchen einer Benutzung der Elektrizität zur Glasschmelze aus, führten dann aber zur Anwendung des elektrischen Heizens und Kochens.

Allerlei.

Sauerstoffreies Trinkwasser. In der Nähe von Würzburg liegt am linken Mainufer das Städtchen Heidingsfeld, das in bezug auf seine Brunnen eine Eigentümlichkeit zeigt, wie man sie anderwärts nicht findet. Sie werden nämlich von einem sauerstoffreien Grundwasserstrom gespeist, dessen Verlauf von Dr. Lang in Würzburg festgestellt ist. Nach angestellten Untersuchungen („Münch. Med. Wochenschr.") glaubt er die Erklärung darin zu finden, daß es sich in der Hauptsache um Entziehung des Sauerstoffes durch unlösliche organische Substanzen handeln muß, denn bei einer Mischung von Torf und Wasser oder beim Zusetzen von Torfabkochungen zu mit Sauerstoff gesättigtem, nicht sterilisiertem Wasser verschwindet der Sauerstoff schon in 24 Stunden. Es ist daher anzunehmen, daß der Heidingsfelder Sand ein Boden ist, der schwer lösliche organische Substanzen enthält, wobei die Bakterien von den Sandschichten abfiltriert werden, so daß die Brunnen nicht zu sauerstoff-, sondern auch bakterienarm sind.

Hygienisches Gehen und Stehen. Wie der Mensch nicht gehen und stehen soll, darüber belehrt uns ein interessanter Vortrag des Berliner Orthopäden Prof. Dr. Hoffa. Zwei Dinge verbilden nach Hoffa unseren Gang: unser modernes Schuhwerk verbildet erst einmal den Fuß, und die Erziehung durch Eltern Turnstunde, Tanzstunde, ja selbst durch den Parademarschdrill, dann das Gehen selbst.

Einen schönen, normalen Fuß finden wir deshalb heute nur noch bei Kindern, die noch nie Schuhwerk getragen haben, und bei Naturvölkern. Und ihr Gang ist auch der richtige und für die ganze Belastung der zweckmäßige. Dieser Gang ist, was vielen überraschend klingen mag, keineswegs nach auswärts, sondern eher etwas nach einwärts gekehrt — geht über den großen Zeh, wie sie in Berlin sagen. Der Schritt vollzieht sich, indem zuerst die Ferse aufgesetzt wird, und dann der Fuß nach der Zehe hin sich gleichsam abwickelt, und sich schließlich mit der Zehe, vor allem mit der großen Zehe, vom Boden abstößt. Die Füße stehen hierbei ziemlich gleichlaufend, und die großen Zehen weisen nach vorn. So allein trägt der Fuß beim Gehen richtig und ohne Beschwerde, oder ohne auf die Dauer sich zu senken und nachzugeben, die Belastung des Körpers. Damen mit hochkantigen Stiefeletten zum Beispiel treten zuerst mit der Spitze auf und senken dann erst die Ferse, und dieser Gang ermüdet sie leicht; ganz abgesehen davon, daß durch die hohen Hacken der Fuß eine unnatürliche Lage bekommt und die Belastung des Körpers gleichsam aus den natürlichen Stützen der Fußknochen herausfällt, auf andere schwächere Punkte drückt und dadurch Schmerzen hervorbringt.

Wie unser Schuhwerk der Zehen mitspielt, sie verkrümmt, gegeneinander drückt, das zeigt eine Reihe durch den Schuh aufgenommener Röntgenbilder. Beim Naturvolk, beim Unverschnittenen Kind, stehen die Zehen fächerförmig, und sie haben beim Naturvolk oder beim armlosen Krüppel eine Beweglichkeit fast wie die Finger der Hände. Sie greifen beim Klettern, sie vermögen Dinge vom Boden aufzuheben, und tun jedem Handwerker, dem Schmied sowohl wie dem Korbflechter, ihre Dienste. Der Bau des Fußes ist ein unsymmetrischer. — die Innenseite des Fußrandes ist länger als die Außenseite; aber bei dem meisten Fabrikschuhwerk wird das Oberleder gleichseitig zugeschnitten, und wenn wirklich schon der Bau der Sohle auf die Fußform Rücksicht nimmt und die Zehen nicht einzwängt, so gewährt das Oberleder dem Fuß nicht die Freiheit.

Also meine Damen und Herren — sagt Prof. Hoffa — tragen Sie vernünftiges Schuhwerk, keine hohen Hacken, keine spitzen Spitzen — und wenn Sie es auch für totschick halten sollten, so einherzustelzen. Sondern tragen Sie — und vor allem lassen Sie ihre werten Sprößlinge es tun — tragen Sie breites Schuhwerk, tragen Sie solches mit englischen Hacken, in dem der Fuß Spielraum hat, und das nach dem Fuß gearbeitet ist. Und wenn das Kind wirklich etwas über den Zeh gehen sollte, schimpfen Sie nicht mit ihm — es schadet nichts, ja es kann ihm viel mehr schaden, wenn man es anhält, seine Füßchen nach auswärts zu setzen.

Hochwürden als Zimmerherr. Ein ganz merkwürdiges Exemplar eines „hochwürdigen" Herrn konnte man in einer geheim durchgeführten Verhandlung beim österreichischen Bezirksgericht Währing kennen lernen, wo ein aus dem Elsaß stammender Priester und Religionslehrer gegen eine Frau, die Private H. H., als Kläger auftrat. Der „hochwürdige" Herr — er heißt Paul Bolzinger — hatte sich am 1. August bei den Eheleuten H. als „Zimmerherr" eingemietet. Anfangs benahm sich der „hochwürdige" Herr der Frau gegenüber sehr sittsam, später immer weniger, bis er zuletzt schamlos wurde, so daß die Frau gezwungen zwar, ihren Mann von dem Treiben des „hochwürdigen" Herrn in Kenntnis zu setzen. Dieser hatte sich darauf verlegt, durch schweinische Bilder und Bücher sowie durch das Singen solcher Lieder das Schamgefühl der Frau auf das gröblichste zu verletzen. Die Frau erstattete deswegen auch gegen den sauberen „hochwürdigen" Herrn beim erzbischöflichen Ordinariat Anzeige. Er verklagte sie dann, weil sie ihn angeblich bei offenen Fenstern einen „Schwindler, Betrüger und H . . . . kerl" genannt habe und weil sie einer im Hause wohnenden Händlerin von seinem Treiben erzählt habe. Bolzinger stellte ferner unter Klage die in einer Klage der Frau gegen ihn vorgebrachten Behauptungen, daß er ihr trotz seines geistlichen Standes nachstellte und auch obszöne Bilder zeigte, wobei er sich nicht scheute, zu sagen, wenn sie sich mit ihm einlasse, so sei das keine Sünde!

Richter (nachdem er die Klage verlesen hatte) zu der Frau: Nun, was sagen Sie dazu? — Herr kaiserlicher Rat, ich habe nur gesagt: „Das Benehmen dieses Herrn ist nicht das eines geistlichen Herrn, sondern das eines H . . . . kerls." Die Frau erzählte nun, daß der Kläger zu ihr nur von Schweinereien gesprochen habe; ihr „nackte Bilder" und unanständige Bücher gezeigt und ebensolche Lieder gesungen habe. Um sich vor ihm Ruhe zu verschaffen, war sie gezwungen, ihrem Manne von diesen Belästigungen Mitteilung zu machen. — Der Verteidiger der Frau H. legte nun dem Richter die Bilder und Bücher vor, die der „hochwürdige" Herr der Frau gab, und sagte: „Es ist so ziemlich das Gemeinste, was es in diesem Genre gibt!"

Frau H. gibt noch an, daß der Kläger sich ihr gegenüber einmal auch noch in anderer Weise höchst schamlos benommen habe. Auch nach „Bordellen" erkundigte er sich bei ihr. Sie gibt ferner an, daß sie von dem Kläger noch Geld für den Zins, für Kost und für die Reparatur eines Talars und für Schuhe zu fordern habe. Als sie ihn darum mahnte, verweigerte er die Zahlung mit den höflichen Worten: „Einen Dreck kriegen Sie!"

Der Verteidiger erklärte, beweisen zu können, daß der Kläger solch obszöne Bilder, wie die vorgelegten, haufenweise hatte und Lieder mit einem derart schweinischen Texte sang, wie man sie nicht einmal in einem Nachtcafé singen dürfte.

Richter (die vorgelegten Bilder ansehend): Das muß ich schon sagen: Diese Bilder sind in der höchsten Weise unanständig.

Zur Durchführung des Wahrheitsbeweises wurde dann die Verhandlung vertagt.

Für die Desinfektion der Leihbibliotheken treten zurzeit eine Anzahl englischer Professoren in Londoner Zeitungen und Zeitschriften auf. Sie veröffentlichen die Resultate ihrer Untersuchung, wonach in den Büchern der Bibliotheken die Bazillen der Tuberkulose, der Diphtherie und der Pocken gefunden wurden. Sie empfehlen die Desinfektion auf dem Polizeiwege durch Aldehydämpfe; in einzelnen Fällen sogar Vernichtung durch Feuer. Die Ausgaben für Neubeschaffung würden sich durch erhöhte Volksgesundheit reichlich decken.

Humoristisches.

Verlockend. Heiratsvermittler: „ . . . Und dann ist die Dame am Weihnachtstag geboren; sie würden ihr also nur einmal im Jahre ein Geschenk zu geben brauchen!"

Anerkennung. „Meine Frau hat mir auf dem Krankenbett das Wort abgenommen, daß ich nicht mehr heirate." — „Die hat es wirklich gut gemeint."

Doppelsinnig. Gast: „Schinken möchte ich haben . . . der müßte aber sehr mager sein!" — Kellner: „O, bei uns ist alles sehr mager!"

Verdächtige Frage. Junge Frau (zur Köchin): „Heute werde ich einmal selbst kochen, Mina. Wissen Sie vielleicht, ob das ein Scheidungsgrund ist?" (Meggendorfer Blätter.)

Druck von Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 42. Karlsruhe, Freitag den 4. Oktober 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

33) (Nachdr. verb.)

Wolfgang Born war sicherlich unschuldig. Der Assessor war jetzt schon fest davon überzeugt. Aber die Braut des Toten? Bis jetzt war für alles noch eine harmlose Erklärung möglich. Eifrig bemühte er sich, alle Gründe zu entdecken, welche den Verdacht gegen Isa entkräften mußten. Der Eintritt Arnhofers unterbrach seinen Gedankengang.

„Aha. Sie sind es Herr Kommissar. Etwas neues?"

Der Polizeibeamte legte den ihm gestern übergebenen Revolver auf den Tisch.

„Ich habe Ihren Auftrag ausgeführt, Herr Assessor."

„Wegen des Revolvers? So schnell? Ich fürchtete, Sie würden Tage dazu brauchen."

„Das würde gewiß auch der Fall gewesen sein, wenn die Waffe Eigentum der Franken gewesen wäre, aber dem ist nicht so. Der Revolver ist hier in T. selbst gekauft, der Verkäufer hat ihn erkannt. Er handelt nur so nebenbei mit Schießzeug und weiß daher in der Regel genau, wer sich so ein Gewehr oder Terzerol zulegt."

„Nun, an wen hat er den Revolver verkauft?"

„Sie werden höchlichst verwundert sein, denn die Tatsache paßt durchaus nicht in unser Gewerbe.. Den Revolver hat Herr Hoffapellmeister Rober und zwar im Herbst vorigen Jahres, als ein paarmal Einbruchsdiebstähle in T. vorgekommen waren, erworben."

„Rober?"

„Nicht wahr, das ist seltsam?"

„Mir vielleicht mehr schmerzlich als seltsam, denn es stimmt sonderbar zu einigen mittlerweile gelungenen Entdeckungen. Ist der Büchsenhändler aber auch seiner Sache sicher?"

„Ganz. Sehen Sie hier" — er deutete auf den Lauf des Revolvers — „das kleine eingravierte Zeichen? Das ist das Zeichen der Fabrik, aus welcher mein Mann die Waffen bezieht. Da er bisher überhaupt erst zwei Revolver verkaufte — den andern erst vor einigen Wochen an den Besitzer des Hotel zum Hirsch — so ist ein Irrtum ganz ausgeschlossen."

Der Assessor warf sich tiefsinnig in seinen Sessel.

„Wie erklären Sie sich diesen Umstand?" brach nach längerer Zeit der Kommissar das Schweigen.

„Ach so — ich bin Ihnen ja noch eine Mitteilung schuldig. Betrachten Sie die Haare dort, sie stammen von Isa von Mednaus Haupt — ich fand sie auf dem Schauplatz des Mordes — und Fräulein von Mednau befand sich im Frühjahr mit ihren Eltern in Chemnitz."

So lakonisch die Aeußerung erschien, so genügte sie doch dem scharfblickenden und in raschen Kombinationen geübten Kriminalisten, der auf der Stelle den Gedankengang seines Vorgesetzten erriet und ein höchst verblüfftes Gesicht machte.

„Das Fräulein selbst?"

„So scheint es."

„Allein?"

„Das weiß ich nicht. Noch ist mir alles wie ein schrecklicher Traum!"

„Was wollen Sie tun?"

„Wir müssen hin und das Fräulein sowohl als die übrigen Mitglieder des Hauses vernehmen. Ich halte es für besser, als sie hierher zu laden, weil das Fräulein, wenn es schuldig ist, durch die Vorladung gewarnt wird. Und vor einer Verhaftung ohne weitere Beweise als die bisherigen schrecke ich zurück. Gehen Sie jetzt zum Essen, Herr Kommissar, ich hoffe inzwischen zu einem Entschluß zu kommen . . ."

Als die Dämmerung mit dem Tage um die Herrschaft zu ringen begann, stiegen der Assessor und der Polizeikommissar langsam den Weg zur Villa des Hoffapellmeisters empor.

10.

In seinem Garten auf einer Bank saß der Hoffapellmeister Egbert Rober, den langen Körper in einen leichten Hausrock gehüllt, auf dem Kopf einen bequemen Fes, im Munde die nach trefflichem Tabak duftende Pfeife. Der sonst so lebhafte, zum heiteren Genuß der Stunde geneigte Künstler trug heute einen nachdenklichen Zug zur Schau, der sich wie ein Schatten über sein liebenswürdiges Antlitz legte. Die Augen blickten wie träumerisch zum Himmel, den zarten Wölkchen folgend, die wie gekräuselte Federchen hier und da auf dem unendlichen Azurmeer schwammen. Die durchsichtige Herbstluft schien zu flimmern und zu strahlen, und die sinkende Sonne warf einen rötlichen Glanz auf das lieblich zu den Füßen des Villenbesitzers ausgebreitete herrliche Tal.

Mehrere Vorübergehende grüßten den reichen Mann respektvoll; in seine Betrachtungen vertieft, hörte und sah er es nicht. Mehr als ein Blick des Neides flog zu ihm hinüber — was für ein glücklicher Mensch mußte er sein! Der prächtige Garten, das schöne Haus, keine Existenzsorgen — wie behaglich er den scheidenden Tag genoß! O wie oft unterliegen wir solchen Täuschungen!

Hoffapellmeister Rober fühlte sich in jenem Augenblicke nichts weniger als glücklich. Drinnen lag sein über alles geliebtes Weib seit mehreren Tagen in heftigen Delirien, in welchen sie wie eine Rasende um sich schlug und wirre wahnsinnige Rufe ausstieß, und dieser Zustand wich nur, um einer ebenso beängstigenden Benommenheit, einer dem Tode vergleichbaren schweren Bewußtseinsstörung Platz zu machen. Dazu der jähe Schicksalsschlag, der sein Kind getroffen, und der vielleicht auch in seiner Plötzlichkeit den Ausbruch der Krankheit der schon seit Jahren leidenden Frau beschleunigt hatte, wenn er nicht überhaupt die Veranlassung dazu bildete. So erblickte man im Hause jetzt nur sorgenvolle, ängstliche Gesichter, die Füße treten leise und vorsichtig auf, jedes laute Geräusch war verpönt, und der helle Ton der Stimme einem bänglichen Geflüster gewichen.

Der arme Kapellmeister seufzte tief. Was war nun aus seinen Lebensplänen, aus seinen Glückträumen geworden? Wie hatte er sich auf den Ruhestand und die trauliche Besitzung in den Bergen gefreut, wie gedachte er hier mit seiner geliebten Gattin und den blühenden Kindern den Rest seines Lebens. — und zwar einen ziemlich bedeutenden Rest, da ja beide in den besten Jahren waren — zu verbringen, mit Wohlgefühl die aromatische Luft des Waldes atmend und sich gesund badend im Lichte und im Tau der Natur! Hier, hoffte er, würden die nervösen Erscheinungen verschwinden, welche seit Jahren das Wohlbefinden seiner Frau ernstlich bedrohten und deren Entstehung er dem rauhen Klima Rußlands zuschrieb, wo er eine erhebliche Anzahl von Jahren Triumphe in seiner Kunst feierte und Geld und Ehren einheimste.

Seine Hoffnungen waren umsonst. Die Lebenskraft in dem ehemals so blühenden Körper der schönen Frau erwies sich als nicht mehr mächtig genug, den Kampf mit dem schleichenden Feinde mit Erfolg aufzunehmen — immer tiefer schlich sich die Sorge in das Herz des zärtlichen Gatten, wenn er die hinwelkende geliebte Gestalt sah. Was sind Hoffnungen und Pläne der Menschen? Wo waren die begeisterten berauschenden Wonneträume seiner Jugend hin? Vorausahnend und glückbeseligt schmückte er in seinem Innern sich mit dem unvergänglichen Lorbeer des Ruhms, ein gottbegnadeter Künstler, ein strahlender Stern am musikalischen Himmel. Fehlte es ihm an Glück oder hatte er sich doch über sein Talent getäuscht? Wer konnte es wissen? Vielleicht fehlte ihm auch die notwendige Ellbogenkraft des alles neben sich rücksichtslos zertretenden, skrupellosen Egoismus. Sein Gewissen war zu zart, zu weich, zu sensibel! Immerhin, es war verwunden und brannte nur noch manchmal wie eine halbvernarbte Wunde in seiner Seele; mit der schwindenden Jugend verflüchtigten sich der Traum und das Streben in seiner Kraft, und andere Hoffnungen traten an die verlassene Stelle. Was war auch alles, Ruhm und Glanz, als ein nichtiges Feuerwerk, blendend für die Augen und Sinne, das im Nu verpufft und nichts als Dampf und Dunst zurückläßt? Es gibt Höheres und Edleres in Welt und Leben! Ei-

stilles Glück an der Seite seiner Gemahlin und im frohen verantwortlichen Wirken und Schaffen ward fortan der glühendste Wunsch seiner Brust. Mit dem Einzug in sein schönes Heim sah er ihn verwirklichen — und nun — kaum eine Stunde war ihm ohne Sorge, ohne Qual, ohne Furcht verflogen!

Und was war der Grund seiner eigenen Herzenspein? Die Liebe, die heilige, erhabene, herrliche Liebe! Er liebte seine Marta noch mit derselben Inbrunst, wie in den Tagen der Jugend! An ihren Wimpern, ihren Augen hing er mit steter, besorgter Frage, ihr Lächeln war seine Freude, ihr Schmerz seine Verzweiflung. Das Rad seines Daseins drehte sich nur um diesen Mittelpunkt, sie war die Sonne seines Lebens. Und gerade diese Liebe gestaltete sich zu dem Dämon, der seine Freuden verschlang und den Genuß der Gegenwart trübte.

Ein leichter Schritt kam aus dem Hause, Rober stand auf und erblickte seine Stieftochter.

„Nun, Isa, wie gehts?"

„Noch immer nicht anders, Papa," ertönte ihre wohlklingende Stimme gleich einer Glocke mit wehmütigem Geläute. „Sie liegt jetzt wieder wie eine Tote — ohne Schmerz, aber auch ohne Kenntnis ihres Seins."

„Arme Marta," stöhnte der Kapellmeister erschüttert. Isa war ihm so nahe getreten, daß sie ihn fast berührte. Liebevoll schlang er die Arme um sie und flüsterte: „Du mußt dir Ruhe gönnen, Isa. Wir wollen eine Pflegerin annehmen, die dich ablöst. Deine Augen sind gerötet und angegriffen, die Wangen blaß. Die Nachtwachen verzehren deine Gesundheit."

„Nein, keine Pflegerin," wehrte das junge Mädchen hastig, beinahe ängstlich ab. „Keine Fremde zur Mama, lieber Papa."

„Aber warum nicht? In allen solchen Fällen —"

„Niemand kann sie so lieben und hüten, als ich, Papa — ich könnte den Gedanken nicht ertragen, eine andere an meiner Stelle zu sehen."

„Ich weiß, wie du sie verehrst, teures Kind, indessen — wir müssen auch an dich denken."

„Du denkst auch nicht an dich selbst, Papa, du bist älter als ich, deine Organe sind nicht mehr so elastisch, dir ist Schonung nötiger als mir."

(Fortsetzung folgt.)

Rosaja.

Ein Märchen aus Schnee und Eis.

(Nachdr. verb.)

Mitten in der Gletscherwelt der Bernina lebte ein mächtiger Eiskönig in seinem Palaste. Jedes Gerät, jedes Möbelstück in diesem prächtigen Hause war aus reinem Alabaster kunstvoll geschnitten und die Säulen des Palastes waren aus eben diesem kostbaren Mineral. Die Fußböden der weißen Marmorsäle waren mit Malachitsteinen belegt und von der Decke hingen überall größere und kleinere korallenförmige Gebilde aus schillerndem Opal herab, die hohen Bogenfenster aber und das Portal der großen Halle schimmerten durchsichtig weiß wie geschliffener Kristall.

Den schneebleichen König umgab eine kalkgraue Dienerschaft; nur Rosaja, das liebliche Kind des Königs hatte zarte Rosenwänglein, und goldene Locken umgaben seinen feingeformten Kopf wie mit einem Glorienschein. Alle liebten das lebensfrohe Mädchen, das mit seinen tiefblauen Märchenaugen sinnend in die Welt schaute, die es von den Kristallfenstern des väterlichen Palastes sehen konnte.

Tief unten lag sonnig und freundlich ein Dörfchen auf Matten von Alpenklee und Ivakraut. Schneeweiße, starkhörnige Rinder tummelten sich hier den ganzen Sommer, und der melodische Ton ihrer Glocken stimmte so wundersam zu den Schalmeien der Hirten.

Vom Dörfchen stieg ein Weg hinan über Felsen, der war zu beiden Seiten von dunkelblätterigen Alpenrosenbüschen eingefaßt und führte zum Palaste des Eiskönigs. Die Dorfbewohner hatten diesen Weg für das Königskind gebaut. Sie nannten auch ihr Dörfchen nach der schönen Rosaja, und kam diese vom Palaste des Vaters den Rosenweg herabgesprungen, so war dies immer ein Fest für Jung und Alt und alle eiferten darin, dem lieblichen Kinde gefällig zu sein. Denn sein Lächeln war wie der helle Tag, der die Nacht und das Böse verscheucht, und auf seiner Lilienstirn ruhte der Friede und wunschloses Glück.

Unter allen Dorfkindern mühten sich besonders zwei um die Gunst der Königstochter: Jann Rüedi, der glutäugige, dunkle Jägerssohn und Luzi Sartea, der blondhaarige, stille Hirte. Letzterer brachte Rosaja die schönsten Blumen und weißesten Lämmer, Jann Rüedi aber Rehkitze, ja sogar ein possierliches Alpenmurmeltier und wundervolle Edelweißsterne. Und sie spielte mit beiden und schüttelte sich vor Lachen über ihre vollen oder witzigen Einfälle, daß die Goldringellocken ihre Wänglein umflogen und ihr Gesichtchen glühte wie der Turm von des Vaters Palast, wenn die Sonne ihm Gutenacht sagte.

Rosaja brachte den Dorfkindern auch manchmal was: Eiszuckerpastillen und Schneeballen zum Spielen, auch Puppen aus Lavezstein, die sie nicht zerbrechen konnten. Und ihr Vater, der Rosaja sehr liebte, zog dem Kinde zuliebe die eisglitzernden Paradebecken von den gefrorenen Weiden, daß die Dörfler ihre Rinder und Schafe immer höher hinauftreiben konnten und ehemals vergletscherte Triften nun mit roten Gletschernelken und gelben Veilchen prangten. —

So wuchs Rosaja heran, behütet von den Augen des Vaters, und war das Licht seiner alten Tage. Um ihretwillen war er auch gegen die Hirten und Dorfbewohner gut, denn von dieser Seite versah er sich nichts Böses; stieg aber ein Fremder das Tal herauf und näherte sich seinen Eishalden, so schreckte er ihn mit unterirdischem Donner und fuhr mit Eislawinen auf ihn los, daß er entsetzt von dannen floh. Keiner bekam Rosaja zu sehen; seine Tochter wollte der Eiskönig für sich behalten; ihre Blüte sollte nie zur Frucht reifen. —

Ein langer, harter Winter hatte alles Leben mit seinen Schneetüchern erstickt. Nur die Winde rüttelten mit kalten Stößen an den unbeweglichen Gletscherwänden, oder hielten in den Eishöhlen mit schrecklichem Pfeifen und Lärmen ihre wilden Tänze. Da schaute Rosaja hinter den Fenstern des Palastes sehnsüchtig ins Tal herab und zählte die Lichtfunken, die aus dem Dörfchen heraufglitzerten wie Sterne. Beweglich, huschten sie oft von einem Punkte zum andern, bald zu ebener Erde, wo Rosaja die große Stube wußte, bald nahe dem steinbeladenen Dache, wo die Kammern standen. „Welches Lichtlein erhellt nun wohl Jann Rüedis Kammer?" fragte sich die Königstochter und drückte lächelnd ihr Gesicht an die Kristallscheiben, um genauer zu sehen.

Immer, wenn sie allein war, dachte sie an die Dörfler und ihre beiden Lieblinge Luzi und Jann, aber ihre Welt drehte sich doch eigentlich nur um letzteren und alles andere war nur dazu da, seinem Bilde eine lebensvolle Staffage zu sein. So sehnte sie diesen Sommer hauptsächlich deshalb so sehr heran, um, wie schon so oft, unter maigrünen Lärchen auf Moospolstern zu ruhen und ihre Locken von Jann Rüedi mit Edelweißsternen bekränzen zu lassen. Dann sah er sie an mit großen, dunklen Augen,, die ihr eine fremde, aber reizvolle Welt schienen, und sie vertiefte sich in seinen Blick und fühlte dabei, wie ganz leise, leise eine Saite in ihrem Innern schwang, so süß, daß sie darüber hätte aufjubeln oder laut schluchzen mögen. Das alles empfand sie deutlich nach und auch sein tiefes Leben klang ihr gegenwärtig, mit dem er sich zuerst in ihr Herz geschmeichelt.

Endlich hob ein tauendes Aufatmen den Busen der winterstarren Erde; die Lärchen schüttelten ihre jungen Zäpfchen und der langfliegige Schneefink schnellte an den zurückweichenden Schneefeldern vorbei. In das frische Weißgrün der hohen Alpweiden mischte sich das Rosa des Gletschermannsschilds, das Violett und die Goldfarbe von Bergaurikeln, und als die Junisonne höher und höher stieg, leuchtete die Rosenglut auf dem Wege zum Eispalaste.

Da stieg auch Rosaja zu den Dörflern herab und freute sich mit ihnen des wiedergekehrten Frühlings. Voll Bewunderung sah Jung und Alt auf die Königstochter, die nun eine gereifte, seelisch vertiefte Schönheit zeigte. Jann Rüedi aber war nicht unter ihnen; es hieß, er klettere in den Gemswänden der Bernina und sei jetzt auf den windumbrausten Hochgipfeln.

Als Rosaja wieder hinaufsteigen wollte zum väterlichen Palaste, kam Luzi Sartea nachgesprungen und bat sie, sein neuestes Lied zu hören. In dem dunklen abenteuerlichen Aestegewirr einer Riesenarve hatte er sein hölzernes Horn hängen. Das nahm er nun an sich und blies eine weiche, ergreifende Melodie ins Tal ihnab; Rinder und Schafe hoben lauschend ihre Köpfe und die munteren Lämmer sprangen nicht mehr. So schön hatte Luzi noch nie geblasen, und Rosaja geizte darum mit ihrem Beifall nicht. Voll Freude bot der Hirte der Jungfrau einen Kranz der herrlichsten Alpenrosen; sie aber dachte dabei an die Edelweißsterne Jann Rüedis und seine dunklen Augen.

Nachdem sie nebeneinander bergauf gestiegen, nahm Luzi die Königstochter bei der Hand, sah tief in ihre Märchenaugen und bat: „Rosaja, könnte dieser Kranz dich nicht krönen als Braut eines an Liebe überreichen Hirten? Du warst immer die Königin meines Herzens; bleibe es doch für immer und werde Königin dieser reichgesegneten Alpen."

Verwirrt sah Rosaja zu Boden, aber dann lächelte sie den Hirten an: „Luzi, du warst mir immer ein lieber Gespiele, ein Bruder; bleibe das doch und verlange nicht nach mehr. Du weißt ja, mein Vater will mich nicht von seiner Seite lassen."

Mit schmerzumflorten Augen kehrte Luzi Sartea ins Dörfchen zurück, aber Rosaja kam wieder und wieder und tröstete den Bruder. Er hatte ja nichts verloren; sie war lieb und gut wie immer und ihr Herz hatte ihm ja nie gehört, gehörte wohl keinem?

Einst stieg Rosaja wieder zwischen den flammroten Büschen herab, da sah sie plötzlich unter sich auf einem Felsenhügel die breitschulterige Gestalt Jann Rüedis, die sich scharf umgrenzt von dem blaßblauen Himmel abhob. Zu den gemsenreichen Felswänden des Piz Misaun hinauf spähte sein scharfer Blick; der Jäger kehrte also Rosaja den Rücken. Diese jauchzte laut hinaus vor Freude, ihn endlich zu sehen, und schon sprang sie wie eine leichtfüßige Gemse ihm entgegen, da stieg auch Jann Rüedi in hastigen Sätzen über die Felsen herauf.

Rosaja zögerte jetzt. Ihr bangte auf einmal vor seiner starken Männlichkeit, die sie ganz in seinen Bann getan; und als Jann vor ihr stand, glühten und erblaßten die Rosen auf ihren Wangen in jähem Wechsel.

„Rosaja!"

„Jann Rüedi!"

klang es ineinander und fest ruhten die schönen Kohlenaugen des Jägers auf der leichtbebenden Gestalt der Jungfrau. „Rosaja, wenn du mich liebst, so sei mein Weib! Ich hole dir die Sonne von der höchsten Höhe, daß dich warmes Leben umfließe. und bringe dir die bleichen Sterne, die über dem Abgrund schimmern; denn nichts ist Jann Rüedi zu schwer für dich, seine Kraft und Kühnheit kennt keine Grenzen, wenn du dich ihm zu eigen schenkest!"

Und er beugte sich über sie und küßte sie auf die Augen, auf den lieblichen Mund und sie erwiderte mit scheuer Zärtlichkeit. Als er sie aber fest umfaßte und in leidenschaftlicher Aufwallung an sich preßte, stieß sie ihn mit einem Wehlaut zurück. Sie liebte Jann Rüedi, aber sie weigerte sich dem Manne, denn sie war eine Gletscherjungfrau.

Voll Schmerz und Zorn rief Jann Rüedi der Fliehenden nach: „Rosaja, bist du von Sinnen? Mit mir sind die Felsen im Bunde, die dir den Weg verrammeln; wenn ich die flüchtige Gemse hasche, sollte ich dich nicht einholen? Du gehörst mir, meinem Mute, meiner Kraft!" Und eilends sprang er über die Felsblöcke ihr nach. Da in der Angst strauchelte sie und stürzte. Aber der Jäger war schon an ihrer Seite, bettete die Bewegungslose in seine starken Arme und trug sie zu Tal. Man sah die beiden nie wieder.

Der Eiskönig hatte indessen seine Gebiete begangen und die Grenzmarken noch höher gerückt; doch als er zurückkam, rief er vergeblich nach Rosaja. Er beschwor seine dienstgraue Dienerschaft und die Dorfbewohner, die mit ihm klagten, sein Kind zurückzuholen. Und an allen Felswänden, bis hoch hinauf in die Gletscherfelder, hörte man bei Tag und bei Nacht das Rufen der Suchenden, jedoch umsonst.

Endlich verriet ein Hirte dem Eiskönig, daß er den Jäger mit Rosaja zu Tal steigen sah. Da flammte der Zorn de Königs auf und er sprach einen furchtbaren Fluch über das Dorf, aus dem der Räuber seines Kindes stammte. Ingrimmig stieg er zu seinem Palaste empor und versengte mit seinem Reifstabe die Blüten am Rosenweg.

Was die Dörfler an schönen Schlachttieren und seltenen Fellen aufbringen konnten, trugen sie eilends vor das Tor des Palastes, um den Eiskönig unter Bitten und Tränen zu beschwören, seinen Fluch von ihnen zu nehmen. Er kehrte ihnen finster den Rücken. Da bleichten ihre Haut, ihre Haare und Gebeine, als hätte sie der Tod berührt.

Der Eiskönig aber suchte in den Kammern der Eishöhlen und rief die Winde zusammen, daß sie einen Sturmlauf unternehmen sollten ins Tal. Als auf der stolzen Eispyramide des Glüschaint der kummervolle Tag entschlief, erfüllte ein wildes Brausen das dunkelnde Weidetal. Dumpf dröhnten die Bergwände und schleuderten Eis- und Steingeschosse und mit lautem Donner stürzten mächtige Lawinen und Eisbrüche nieder, alles Geröll kam in Bewegung. Die Alphütten und die Häuser des Dörfchens wurden weggefegt vom reißenden Schuttstrome und heulend wälzte der Sturm Trümmer auf Trümmer zu Tal. Das Eis der Gletscherhalden schmolz in dem Feuer der Blitze und rann auf dem Schuttstrome wieder erstarrend, weit, weit talaus. . . .

H. Andry.

Die elektrische Küche

hat bis jetzt noch nicht die Verwertung gefunden, die ihr nach ihren mannigfaltigen Vorzügen vorausgesagt worden ist. Gerade die Ausnützung des elektrischen Stromes zum Heizen und Kochen bietet so große Vorteile, daß man hätte meinen sollen, sie müßten dem Publikum sehr rasch zum Bewußtsein kommen. Nun aber hat die Ausdehnung des Machtbereichs der Elektrizität überhaupt bisher unter dem Uebelstand gelitten, daß für sparsame und wenig vermögende Leute die Sache noch immer zu teuer gewesen ist. Ist schon der Strom an sich nicht billig, so sind bisher auch die Apparate für diesen Zweck noch recht kostspielig und dabei nicht so zuverlässig und haltbar gewesen, daß darin ein Ersatz für den hohen Anschaffungspreis gefunden werden konnte. In den letzten zehn Jahren sind nun große Fortschritte in der Technik und Fabrikation gemacht worden, aber diese Blüte der Elektrotechnik hat sich gewissermaßen im Verborgenen entfaltet und bis auf die allerneueste Zeit einen nennenswerten Einfluß auf die Praxis nicht zu gewinnen vermocht.

Dieser Umstand veranlaßt den Diplom-Ingenieur Ritter aus Mannheim, im „Elektrotechn. Anzeiger" eine ausführliche Abhandlung über das elektrische Heizen und Kochen zu veröffentlichen und dadurch den Versuch einer Aufklärung in größerem Maßstabe zu machen, besonders aber auch die Elektrizitätswerke selbst für diese neue Möglichkeit zum Absatz von Strom zu interessieren. Damit setzt Ritter durchaus an der richtigen Stelle ein, denn die Elektrizitätswerke alle Veranlassung haben, diesem Punkte ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Die elektrischen Kochapparate werden vorzugsweise natürlich zwischen 12 und 2 Uhr mittags in Betrieb gesetzt werden, also zu einer Tageszeit, wo in der Regel die elektrische Beleuchtung gar keinen Strom in Anspruch nimmt, so daß die Elektrizitätswerke in einer besonders günstigen Lage wären, einem weiteren Stromverbrauch zu genügen. Auch für die Zubereitung des Abendessens würde wenigstens in der Hauptsache der Strom, der sonst an Werkstätten und Fabriken zu Kraftzwecken abgegeben wird, schon verfügbar sein. Die Betriebskosten der elektrischen Küche würden sich in jedem Falle ermäßigen, wo bisher der teurere Strom aus der Lichtleitung benutzt würde.

Der erste Versuch zur Ausnutzung des elektrischen Stromes für Heizzwecke liegt jetzt rund 25 Jahre zurück, da seine erste Vorführung 1883 auf der Elektrotechnischen Ausstellung in Wien stattfand. Er bestand freilich nur in einer sehr bescheidenen Vorrichtung, die zum Kochen von Wasser benutzt werden konnte. Die spätere Entwicklung, einschließlich derer in Amerika, geht nach dem Urteil von Ritter fast durchweg auf deutsche Erfindungen zurück, die dabei noch nicht einmal eine wesentliche Verbesserung erfahren haben. In späterer Zeit haben dann namentlich die Arbeiten von Dr. Voelker bedeutsame Fortschritte gemacht; sie gingen